

Heinrich Gutersohn 1899–1996. Geographisches Denken zwischen Tradition und Moderne: widersprüchlich oder komplementär?

«... die Bürger, stumme Zeugen des anhebenden Wandels, sehen wehmütig zu, wie die alten Baumstämme unter Axt und Säge fallen, und sie fragen sich, ob dies alles wirklich recht und nötig sei.» (1960, 237)¹

Am 20. Oktober 1996, kurz nach seinem 97. Geburtstag, starb Heinrich Gutersohn, Professor für Geographie und Vorsteher des Geographischen Institutes an der ETH Zürich von 1941 bis 1970. Während vieler Jahre stellte er sich auch als Präsident in den Dienst geographischer Organisationen, so der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich (1942–48), des Verbandes Schweizerischer Geographischer Gesellschaften (Vorläufer des heutigen Verbandes der Schweizer Geographen) (1959–62) und der Redaktionskommission der «Geographica Helvetica» (1946–65). Gutersohn war ein Vertreter der traditionellen, sogenannt klassischen geographischen Denkrichtung mit der Landschaft als eigentlichem Studienobjekt, dessen Betrachtung eine letztlich ganzheitliche Betrachtungsweise erforderte. Gleichzeitig war ihm aber auch die Frage ein ständiges Thema, wie die Geographie bei der Behandlung der räumlichen Konsequenzen der modernen gesellschaftlichen Entwicklung eine praktische Rolle zu spielen vermöge. Ist mit dieser Kombination nicht eine grundlegende Widersprüchlichkeit programmiert? Oder ist damit eine gedankliche Entwicklung vorweggenommen, die erst heute angesichts der ökologischen Krise richtig in unser Bewußtsein einzutreten beginnt: Die Notwendigkeit nämlich, zwischen Tradition und Moderne einen Ausgleich zu finden, eine Versöhnung herbeizuführen, das Widersprüchliche im Erkennen einer Komplementarität aufgehen zu lassen?² Es ist unbedingt lohnend, sich hinsichtlich dieser Frage mit Gutersohns Schrifttum noch einmal zu beschäftigen. Dies werde ich hier tun und dabei so vorgehen, daß ich in einem ersten Teil seine Auffassungen skizziere, um dann in einem nachfolgenden zweiten Teil eine Beurteilung aus heutiger humanökologischer Sicht vorzunehmen.

1.

Wie schon angedeutet, eine ganzheitliche Betrachtungsweise bedeutete für Gutersohn nicht eine Beschränkung auf theoretische Spekulationen, im Gegenteil: Sich für die praktische Anwendung der Geographie



in den Bereichen der Raumplanung und der Entwicklungshilfe einzusetzen, war sein ständiges Anliegen. Dafür wurde ihm auch inner- und außerhalb der Hochschule Anerkennung zuteil. Schon 1943 bewilligte der Schulrat die Einrichtung einer Zentrale (später Institut) für Landesplanung als Annex des Geographischen Institutes. Als Leiter wurde Gutersohns damaliger Assistent und späterer Kollege Ernst Winkler gewählt. 1961 entstand daraus das selbständige Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung, wobei aber eine enge Ver-

Dieter Steiner, Prof. Dr., Geographisches Institut der ETH, Winterthurerstraße 190, 8057 Zürich

bindung zur Geographie bestehen blieb, indem die beiden Geographieprofessoren in Organen der Leitung und Beratung mitwirkten. Inzwischen war an der ETH auch ein Lehrprogramm in Raumplanung entstanden, an dem sich verschiedene Abteilungen beteiligten. Gutersohn war auch über längere Zeit Vorsitzender der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung und wurde in verschiedene eidgenössische Expertenkommissionen (Landesplanung, Technische Zusammenarbeit, Straßenbau) berufen, die er zum Teil auch präsiidierte. Mit ein Motiv für dieses sein Engagement mag das Imageproblem gewesen sein, das er für die Geographie festzustellen zu können glaubte: «Eine gewisse Geringschätzung der Geographie, die in der Regel auf Unkenntnis der Ziele und Methoden dieses Faches beruht, bestand offenbar seit der Errichtung meines Lehrstuhls» (1970, 7). Jedenfalls: Gutersohn nutzte seine 30 ETH-Jahre, um sich als eigentlicher Pionier der angewandten Geographie zu etablieren, und wenn heute Geographieabsolventen und -absolventinnen vielfältige Arbeitsmöglichkeiten haben und nicht, wie früher, auf das Schulamt eingengt sind, hat er zweifellos viel zu dieser Situation beigetragen.³

Vor seinem Amtsantritt an der ETH war Gutersohn schwergewichtig im Gebiet der Physischen Geographie tätig; von seinen damaligen Arbeiten sei beispielhaft seine Doktorarbeit über «Relief und Flußdichte» (1932) genannt. Eine Studienreise nach Brasilien im Jahre 1938 weckte bei ihm aber auch das Interesse an der Kulturgeographie. Schließlich beschäftigte ihn in der Folge immer mehr die Frage, wie das vielfältige Zusammenwirken von Landschaftselementen und -faktoren in beiden Bereichen, der Natur- und der Kulturgeographie, zum charakteristischen und individuellen Gepräge von Landschaften führt. Um dies verstehen zu können, mußte die Geographie zwar zunächst in einem analysierenden Vorgehen diese Elemente und Faktoren festlegen, sich danach aber den gegenseitigen Verbindungen zuwenden, um daraus als Ergebnis «die Landschaft als ein Ganzes, als Individualität» gewinnen zu können (1942, 6). In seiner Antrittsvorlesung berief sich Gutersohn auf Alexander von Humboldt und Carl Ritter, deren Verdienst es sei, «die Geographie vom bloßen Registrieren von Tatsachen befreit und auf eine höhere Warte gestellt zu haben» (1942, 5–6). Und bei anderer Gelegenheit trat er der verbreiteten Meinung entgegen, die Geographie sei bloß «eine Kompilation verschiedenster Wissenschaften, ein farbiger Blumenstrauß... Wäre dem so, so hätte die Geographie als Wissenschaft keine Daseinsberechtigung» (1947, 59).

Gutersohns Vorstellungen gründeten wesentlich auf einer biologisierenden Sichtweise: Er verglich eine Landschaft mit einem Organismus, der morphologisch, physiologisch und genetisch untersucht werden kann, und meinte: «Der Vergleich... ist auch deshalb fruchtbar, weil damit bereits die Möglichkeit gegeben ist, eine Landschaft als «gesund» oder «krank» zu bezeichnen» (1946, 13). Wann aber war eine Landschaft «gesund»? Dann, wenn sie nicht ein amorphes Konglomerat, son-

dern ein harmonisches Ganzes darstellte: «Nur wenn die Teile optimal zusammenspielen, wenn sie sich gegenseitig ergänzen, so daß das Ganze zur höheren Einheit, harmonisch wird, ist die Landschaft gesund» (1947, 63). Harmonie ihrerseits ergab sich, «wenn die natürlichen Gegebenheiten zweckmäßig genützt, ... das vielfältige kulturlandschaftliche Gefüge, einem kunstvollen Räderwerk gleich, sowohl in seinem inneren Bau als auch in seinen Funktionen einwandfrei ist» (1946, 25). Die Gesundheit einer Landschaft war Voraussetzung dafür, daß sich der Mensch in ihr wohl fühlen konnte. Gutersohn gab dafür Beispiele: Ein Dorf mit seiner Dreizehlgewirtschaft in historischer Zeit, in unserer Zeit noch das «unverdorbene Bauerndorf», bei dem alles aus «uralter Entwicklung» heraus den natürlichen Gegebenheiten angepaßt ist (1950, 10).

Daraus nun aber zu schließen, daß Gutersohn für museale Landschaften plädierte, wäre falsch. Sein Begriff der Harmonie suggeriert zwar die Existenz eines Gleichgewichtszustandes, aber er anerkannte durchaus die Tatsache einer ständigen Entwicklung und damit die Unmöglichkeit, jemals einen Zustand der vollkommenen Harmonie zu erreichen. Jede Veränderung ist zunächst eine Störung, deren Effekt aber durch zweckmäßige Maßnahmen pariert und damit das verlorene Gleichgewicht wieder angenähert werden kann, eine Überzeugung, aus der sich Gutersohns Interesse für die Raumplanung ableitete. Diese ist notwendig, weil sonst die unkontrollierte Entwicklung Krankheits Symptome produziert, die sich als «dem Chaos zueilende Entwicklungen» (1946, 42) oder «geradezu hektische Umgestaltungen» (1963, 1) äußern. Nicht nur die Situation in den Städten gab zur Sorge Anlaß, indem «... hier... die Verkehrskalamität für alle Beteiligten ärgerlich, die Verkehrsgefahr unerträglich geworden» war (1960, 238), sondern auch die ländlichen Gegenden: Die Gemeinden Wohlen und Muttenz z. B. zeichneten sich durch ein «arges» bzw. «hoffnungsloses Durcheinander» aus (1950, 9), und die ständige Schrumpfung landwirtschaftlich genutzten Areals war als bedenklich einzustufen, denn «die stete Verringerung unseres Nährbodens ist ein Geschehen, das am Mark unserer Eigenstaatlichkeit nagt» (1950, 4). Schließlich sah er auch im Nationalstraßenbau «eine neue große Gefahr, die uns auf dem unglücklichen Weg der Vernichtung gesunder Kulturlandschaften weiterführt, wenn nicht rechtzeitig die notwendigen landesplanerischen Maßnahmen eingeleitet werden» (1957, 110). Gleichzeitig erschien ihm dieser aber auch als *die* Chance, jetzt unter dem Druck der Ereignisse mit ebendieser Planung vorwärtszumachen. Dabei interessierte sich Gutersohn, ganz der traditionellen Geographie entsprechend, nicht grundsätzlich für die hinter solchen Vorgängen stehenden gesellschaftlichen Kräfte. Im wesentlichen genügte es ihm, räumlich sich manifestierende Fehlentwicklungen als «schleichende Krankheiten» zu diagnostizieren, «die nach und nach, fast unmerklich das Gefüge unserer Landschaft auffressen und zerstören...» (1948, 16). Immerhin erwähnte er aber doch die seit Ende des Zweiten Welt-

krieges andauernde wirtschaftliche Konjunktur als wesentlichen Motor eines Geschehens, in dem sich unkoordinierte und eigennützige Einzelhandlungen (z. B. der Verkauf von landwirtschaftlich nutzbarem Areal als Bauland durch Landwirte) immer mehr breit machten. Er war der Meinung, dem notwendigen Vorrang des Gemeinwohls könne nur dann Nachachtung verschafft werden, wenn zur Eigentumsbeschränkung Zuflucht genommen würde: «Ordnung in der Freiheit ist... vonnöten» (1950, 4).

Geographisches Wissen macht es also möglich, zu beurteilen, ob landschaftliche Harmonie vorliegt oder nicht, und damit wird es zur unabdingbaren Voraussetzung einer zweckmäßigen Raumplanung: «Die geographischen Erkenntnisse drängen zur praktischen Anwendung in der Landesplanung» (1942, 12). Und diese umfaßt dann folgerichtig «die Gesamtheit der Maßnahmen zur Sicherung harmonischer Landschaftsgestaltung» (1946, 9), Maßnahmen, «die zu ergreifen sind, sofern die... künftige Entwicklung in gewünschte Bahnen gelenkt werden soll» (1958–69, Bd. 1, 10). Gutersohn bleibt aber Realist und meint: «... Landesplanung ist... nie ein eindeutiges Arbeiten in Richtung eines bestimmten Zieles, sondern viel mehr ein stetes korrigierendes Eingreifen, das sich immer wieder neu auftretenden Gegebenheiten anpassen und nie aufhören wird» (1956, 72). Und an anderer Stelle sagt er sogar: «Wirklich harmonische Landschaften zu schaffen ist... eine Aufgabe, die sich über Jahrhunderte erstrecken kann» (1950, 16). Er wehrt sich andererseits aber auch gegen den Einwand, Planung sei zum vornherein zwecklos, weil die – insbesondere wirtschaftlich gesteuerte – Entwicklung sowieso immer ihre eigenen Wege gehen werde. Das ökonomische Denken ist nicht eigentlich als Widersacher zu sehen: «... das wirtschaftlich Richtige ist wohl nur dann auch auf lange Sicht gut, wenn es auf *alle* Belange weitgehend Rücksicht nimmt. Deshalb können sich hieraus keine allzu großen Gegensätze ergeben» (1942, 18).

In welcher Form nun sollte die Geographie der Raumplanung ihre Informationen zur Verfügung stellen? Es braucht zuerst eine inventarisierende, analytische Betrachtung der einzelnen Landschaftselemente, wobei die zweckmäßigste Art der Darstellung die Karte ist. Entsprechend unterstützte Gutersohn stets die Idee eines Landesatlases und war als Mitglied der Redaktionskommission dabei, als dann von 1961 bis 1978 der «Atlas der Schweiz» (Gesamtleitung: Eduard Imhof) tatsächlich geschaffen wurde. Alles analytische Tun soll aber letztlich «dem übergeordneten Zweck der Synthese, der Integration der Landschaftselemente... untergeordnet sein» (1984, 10). Auf die Planung bezogen: Natürlich braucht es Teilinformationen für Teilplanungen, aber diese Teilplanungen sollten immer so angelegt sein, daß sie nicht nur in sich zweckmäßig sind, sondern auch im Hinblick auf ein zusammenhängendes Ganzes Sinn ergeben. So war die Geographie aufgefordert, neben den analytischen Karten nach Möglichkeit immer auch die Wechselwirkungen und gegenseitigen Be-

dingtheiten von zwei oder mehr Landschaftselementen bis zu einer integrierten naturräumlichen und schließlich kulturräumlichen Gliederung kartographisch darzustellen.⁴ Daneben kommt auch die Wiedergabe von Informationen in mathematischer Form in Frage, aber Gutersohn – der selbst durchaus hie und da einfache statistische Methoden verwendete – wies sofort auch auf die Limitationen solcher Ansätze hin: «Andererseits muß man sich darüber im klaren sein, daß das Wirkungsgefüge einer Kulturlandschaft derart komplex und subtil ist, daß es sich einer umfassenden Mathematisierung widersetzt» (1975, 14).

Neben die Karte ist dann aber auch das erklärende Wort zu stellen, und diese letztere Aufgabe wurde für Gutersohn zu seinem eigentlichen Lebenswerk: die «Geographie der Schweiz» in drei Bänden (wobei die Bände 2 und 3 je zwei Teile umfassen), die von 1958 bis 1969 entstand. Im Fortgang von der analytischen zur synthetischen Betrachtung begann er mit den dem Menschen bestimmte (nicht beliebige!) Nutzungsmöglichkeiten bietenden Naturgrundlagen. «Die naturräumlichen Gebiete stellen das natürliche Gerüst der Kulturlandschaften dar» (1969, 347). Dabei war es Gutersohn klar, daß infolge wachsender horizontaler Austauschverhältnisse die menschliche Kulturgeschichte sich als eine Geschichte zunehmender Emanzipation von den lokalen Naturgrundlagen darbietet. Er war aber der Auffassung, daß eine Existenz externer Verflechtungen einfach bedeute, daß neben der inneren zusätzlich eine äußere Harmonie – eine Abstimmung zwischen räumlichen Einheiten – zu beachten wäre. Dies kann sich über mehrere Stufen fortsetzen, woraus sich dann eine Regionalisierungshierarchie ergibt, aus der sich auch sinnvolle Planungsregionen ableiten lassen.

Neben dem geographischen Expertenwissen, das also für die Raumplanung eine maßgebliche Rolle spielt, kann nun aber auch lokales Wissen von wissenschaftlichen Laien von Nutzen sein, und Gutersohn plädiert dafür, dieses auch zu sammeln: «... selbstverständlich wird man auch Kenntnisse und Erfahrungen von Bewohnern der fraglichen Gegend einbeziehen» (1946, 53). Dies ist insbesondere dann wichtig, wenn die von der Geographie zu liefernde synthetische Betrachtungsweise noch nicht genügend weit gediehen ist, die Planung aber trotzdem vorangetrieben werden muß: «Bei mangelnder wissenschaftlicher Ergründung ist deshalb vor allem auf das Wissen Ortsansässiger abzustellen...» (1944, 7). Dabei geht es sicher zunächst einfach um eine Mitberücksichtigung derartigen Wissens durch die Experten. Indem er sagt: «... alle, welche sich durch die geplante Umgestaltung der Landschaft irgendwie betroffen fühlen, sollen und müssen mitwirken...» (1946, 62), geht Gutersohn aber durchaus noch einen Schritt weiter in Richtung von echt partizipativen Vorstellungen.

Und nicht nur zum Alltagswissen sollen die in der Planung tätigen Personen eine Verbindung herstellen, sondern sie sollen sich auch über ihre ethischen Beweggründe Rechenschaft ablegen: «Kenntnisse allein genügen . . . für den Landesplaner nicht; die positive Gesinnung erst führt die Arbeit zum guten Ziel» (1946, 4). Eine solche Gesinnung ergibt sich aus der «Ehrfurcht vor der Landschaft» (1947, 64). «Planung ohne solche Gesinnung ist schlimmer als gar keine Planung; wo aber lautere Gesinnung die Planung begleitet, da wird sie segensreich sein» (1946, 59). Dann nämlich entwickelt sich unser Verantwortungsbewußtsein, das uns mahnt, «zum Rechten zu sehen, denn wir alle sind Treuhänder unserer Landschaft; was uns darin anvertraut ist, wollen wir hüten, was gut ist, bewahren, was verbesserungsfähig ist, mehren, was schädlich ist, ausmerzen» (1946, 3).

Neben seinem Engagement für die Raumplanung trat Gutersohn auch für die Förderung der Entwicklungshilfe ein, in deren Grundzügen er viel Ähnlichkeiten mit der ersteren sah, womit sich wiederum eine Beteiligung der Geographie aufdrängte. Auffallend ist dabei, daß seine diesbezüglichen Vorstellungen einen gewissen Kontrast zum eben Gesagten darstellen, indem sich darin der damals gegenüber Entwicklungsländern übliche paternalistische Zeitgeist ausdrückt. Das, was er mitteleuropäischen Laien zuschreibt, nämlich über brauchbares Wissen verfügen zu können, das traute er den «Eingeborenen» der Entwicklungsländer nicht zu. Zwar gibt es «einsatzfreudige Einheimische», «daneben aber ist mit der in der Regel größeren Gruppe der Uninteressierten, der Dumpfen, der Leistungsunfähigen zu rechnen. Deren allgemeine Lethargie, ihr Mangel an Arbeitswillen, an Initiative, der Mangel an sozialer Solidarität sind Hemmnisse, welche jegliche Hilfstätigkeit übermäßig erschweren» (1964, 11). Kein Wunder, herrscht allgemeine Rückständigkeit, die sich in «Hunger, Krankheit, Unwissenheit, unwürdiger Behausung» manifestiert (1964, 3). Deshalb sind wir dazu aufgerufen, mit unserem Wissen und unserer Technik helfend einzugreifen. Mit solcher Hilfe ist allerdings – dies entgeht auch Gutersohn nicht – eine tiefgreifende Ambivalenz verbunden: «Erschreckt stellen wir fest, daß einzelne Fortschritte unserer Zeit, statt sich zum Guten zu entwickeln, neuen Schwierigkeiten rufen; nimmt doch dank der Fortschritte der Medizin die Sterblichkeit ab, die Zahl der Menschen zu» (1961, 389).

2.

Man kann Gutersohns Lavieren zwischen Tradition und Moderne als Versuch interpretieren, sich gleichzeitig nach zwei verschiedenen, miteinander unverträglichen Weltbildern zu orientieren, so daß Widersprüche resultieren. Worum geht es bei diesen Weltbildern? Das ältere kann «holistisch-organismisch», das jüngere «atomistisch-mechanistisch» genannt werden (vgl. STEINER

1995, Kap.III). Das erstere erlebte seine Höhepunkte in der Antike und im Mittelalter, hatte aber auch Fortsetzungen in der Zeit des deutschen Idealismus und der Romantik und überlebte bis in unser Jahrhundert in Form entsprechender Positionen in gewissen Zweigen der Wissenschaft (in den Geisteswissenschaften, der Biologie und eben auch der Geographie). Insgesamt aber wurde es vom letzteren im Aufbruch zur Neuzeit verdrängt.⁵ Betrachten wir kurz die Hauptcharakteristika der beiden Anschauungen! Im holistisch-organismischen Weltbild besteht ein Primat des Ganzen vor den Teilen, was sich vom Weltganzen aus nach unten über mehrere Stufen fortsetzen kann. Dabei wird das Ganze als eine Art Organismus gesehen und auf das Wirken eines göttlichen Geistes oder der Weisheit der Natur zurückgeführt, während die Teile ihre Bedeutung kraft ihrer Stellung in diesem Ganzen bekommen. Der Mensch hat als höchstentwickeltes Lebewesen eine Mittlerrolle: In der Erkenntnis des Ganzen wird ihm seine eigene Position klar, und gleichzeitig erhält er Handlungsanweisungen hinsichtlich eines sinnvollen Umganges mit den unter ihm stehenden Lebewesen und Dingen. Im atomistisch-mechanistischen Weltbild wird die Welt umgekehrt von den Teilen her interpretiert. Diese können sich zu größeren Entitäten zusammenschließen, deren Eigenschaften dann aus den Merkmalen der Teile ableitbar sind. Es ist auch möglich, gegebene Entitäten in ihre Komponenten zu zerlegen und wieder – allenfalls in veränderter Form – zusammenzusetzen. Entsprechend wird die Welt insgesamt maschinenhaft gesehen. Da die Vorstellung einer übergeordneten gesamthaften Ordnung nun wegfällt, findet sich der Mensch an der Spitze der Hierarchie wieder und glaubt sich imstande, mit den andern Lebewesen und Dingen nach Gutdünken und im Hinblick auf seinen eigenen Nutzen verfahren zu können.

GLOY (1995/96) bezeichnet diesen Gegensatz in ihrem Werk «Das Verständnis der Natur» als einen zwischen «holistischem» und «wissenschaftlichem Denken» und widmet ihm eine ausführliche Darstellung.⁶ Im ersten Fall ist der Mensch Teil der Natur, und diese teilt sich ihm mit, während er im zweiten der Natur gegenübersteht und sie gedanklich und – mit Hilfe seiner technischen Mittel – auch buchstäblich konstruiert. Hinsichtlich unserer Fragestellung wird damit schon deutlich, daß die holistischen Auffassungen der klassischen Landschaftsgeographie als unwissenschaftlich zu betrachten sind. Eine entsprechende Kritik taucht ja dann im Zuge der «Verwissenschaftlichung» der Geographie durch die konzeptionelle und quantitative Revolution der 60er und 70er Jahre auch auf. «Ein solcher diffus totalisierender, «ganzheitlicher Landschaftsbegriff» ist rational gar nicht rekonstruierbar» und das «Gerade von Synthese, Ganzheit und Totalität» damit «anspruchsvoller», formulierte z. B. HARD (1973, 166 bzw. 178) in seiner bekannten prägnanten Weise. Tatsächlich kann sich ein Ansatz, der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben will, immer nur mit Teilaspekten befassen, die allenfalls aus einem größeren Zusammenhang heraus-

gerissen sind. Damit werden ja auch Erfolge erzielt, jedenfalls solange das Vernachlässigte auch wirklich vernachlässigbar ist. Die Wissenschaft bedient sich dazu einer möglichst formalisierten Sprache, und auch von daher leuchtet es ein, daß eine Ganzheit nach wissenschaftlichen Maßstäben nicht erfaßbar ist; tatsächlich gibt Gutersonn auch nirgends ein formales Rezept, wie das geschehen soll.⁷ Gerade das also, was nach ihm aus der Geographie erst wirklich eine Wissenschaft macht, nämlich die ganzheitliche Zusammenschau, wird von der Kritik als un- bzw. vorwissenschaftlich eingestuft. Es handelt sich hier um eine «alltagsweltliche Weltkonstitution», die über unsere Sinneswahrnehmungen von «Phänomenen mittlerer Größenordnung» zustande kommt und damit immer auch ästhetische Momente umfaßt (HARD 1985, 194, bzw. 1978, 6; s. auch HARD 1977). Wenn die Geographie eine Wissenschaft und dazu noch eine praktisch anwendbare Wissenschaft werden will, dann muß sie vom Ganzheitsanspruch wegkommen und sich mit «Aspektspezialisierungen» bescheiden (HARD 1973, 177–78).⁸

Demgegenüber gehören natürlich die analytischen Ansätze, die ja auch nach Gutersonn geleistet werden müssen, zum Bestand des anerkannten wissenschaftlichen Arbeitens. Auch die Vorstellung, daß Wissen anwendbar – im weiteren Sinne des Wortes technisch umsetzbar – ist und die Entwicklung durch Planung gelenkt werden kann, entstammt durchaus einem zentralen Bereich des Denkens in einem wissenschaftlichen (atomistisch-mechanistischen) Weltbild. Wir können Expertenwissen erwerben, mit dem wir hinter die vordergründigen Alltagsgeschehnisse zu blicken vermögen. Dies hilft uns nicht nur zur Ankurbelung des Fortschrittes überhaupt, sondern darüber hinaus auch, ihn voraussehend, planend und kontrollierend zu lenken. Diese Überzeugung zeigt sich bei Gutersonn in ausgeprägter Form bei seiner Diskussion der Entwicklungshilfe.

Sowohl eine alleinige Orientierung am traditionellen wie auch eine solche am modernen Weltbild bringt uns in Schwierigkeiten, was nicht erstaunlich ist, denn beide sind, so GLOY, in ihrer Einseitigkeit falsch. Beim wissenschaftlichen Denken zeigt sich dies darin, daß es via seine technische Umsetzung zwar teilhaft erfolgreich ist, aber scheitert, sobald größere Zusammenhänge wichtig werden. Gerade die daraus resultierenden Umweltprobleme zeigen uns, daß wir eben doch von der Natur abhängig sind. Das ganzheitliche Denken seinerseits muß erkennen, daß das Postulat einer vorgegebenen Harmonie illusorisch ist: Auch ohne Mensch verändert sich die Natur, und wenn der Mensch als Teil von ihr betrachtet wird, muß sein Wirken logischerweise als Naturfaktor neben andern betrachtet werden und entzieht sich dann der ethischen Bewertbarkeit. GLOY selbst skizziert keinen Ausweg aus dem resultierenden Dilemma, obschon es naheliegend ist, sich über die Möglichkeit eines Weltbildes Gedanken zu machen, in dem sich die beiderseitigen Einseitigkeiten zu einer «Zweiseitigkeit» oder besser: einer Zirkularität zusammenschließen. Dies wäre nicht aus der Luft gegriffen, denn die Entstehung ei-

nes derartigen neuen Weltbildes, das «relational-evolutionär» genannt werden kann, scheint sich abzuzeichnen und wird auch entsprechend diskutiert (s. STEINER 1995, Kap. IV). Bei ihm kommt weder das Ganze vor den Teilen, noch stehen die Teile vor dem Ganzen, sondern die beiden Ebenen werden als sich gegenseitig beeinflussend aufgefaßt. Es sieht den Menschen weder einfach als Teil der Natur noch als von ihr getrennt, sondern postuliert ein Kontinuum der Phänomene von der anorganischen Welt bis zum geistbegabten Menschen, ein Kontinuum allerdings, das immer auch sprunghaft entstehende Neuerungen wie etwa das Leben oder das Bewußtsein enthält. In diesem Sinne hat dieses Weltbild einen evolutionären Charakter. Es kann relational genannt werden, weil alle Entitäten nur durch ihre Einbettung in ein Netz von Beziehungen zu dem werden, was sie sind, wobei diese Beziehungen auch evolutionär verschiedene Ebenen miteinander verbinden. Insbesondere gilt dies auch für den Menschen: Sein Wesen, das sich in seinem Denken und Tun äußert, wird durch seine Kontakte zur sozialen und zur biophysischen Umwelt und zu sich selbst (in Form von Körper und Unbewußtem) konstituiert.

Welche Konsequenzen hat ein solches Weltbild für die Stellung der Wissenschaft? Auch sie ist eine evolutionäre Erscheinung, die aus älteren Formen menschlicher Orientierungsversuche, aus philosophischen und religiösen Vorstellungen und aus Alltagswissen hervorgegangen ist. Im neuen Weltbild ist gefordert, daß die Wissenschaft diese Herkunft nicht verleugnet, sondern sich bewußt mit den älteren Weisen der Orientierung wieder verbindet. Konkret bedeutet dies, daß eine auf Anwendung zielende wissenschaftliche Forschung als partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen Personen aus der Wissenschaft und, je nach Problemstellung, solchen aus bestimmten außerwissenschaftlichen Bereichen zu gestalten ist (vgl. dazu HEEB u. a. 1996). Damit kommen zwar subjektive Elemente mit ins Spiel, aber das ist gerade gewollt, denn, wie POLANYI (1985) gezeigt hat, ist Wissen immer zunächst persönlich, d. h., es kommt bei jedem Individuum immer nur unter Beteiligung seines ganzen Menschseins zustande. Dies heißt nicht, daß das Resultat dann einen beliebigen Charakter haben muß; dies läßt sich, wie HARD (1985, 197) es paradox klingend ausdrückt, mittels «Objektivierung durch Subjektivierung» vermeiden. Das bedeutet, daß ein Forschungsprojekt auch eine Reflexion auf die beteiligten Subjekte und ihren Hintergrund, von dem aus sie denken, einschließen muß, etwas, das – hier wäre HARD zu ergänzen – nicht nur für die außerwissenschaftlich Beteiligten und Betroffenen, sondern ebenso sehr für die wissenschaftlich Tätigen Gültigkeit haben soll, denn auch deren Wissen hat einen persönlichen Hintergrund. Parallel zur äußeren strukturellen Verbindung von Wissenschaft und Praxis braucht es eine innere bewußtseinsmäßige Verknüpfung von Kopf, Hand und Herz. Dann ist denkbar, daß der Wissensprozeß sich auch auf vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht existierende Ganzheiten wie eben Landschaften erstrecken

kann, denn die Vorstellung von POLANYI besagt auch, daß einzelne Fakten sich zu einem Gesamteindruck mit Bedeutung und Wert verbinden können, wobei aber der dazu führende Prozeß implizit bleibt, d. h. nicht rational rekonstruierbar ist.⁹ Das Überschreiten der von der Wissenschaft gesetzten Grenzen kann somit auch zu einem sonst als unmöglich erachteten Zusammenspiel von Tatsachen und Werten führen.

In einem zweiten Anlauf können wir nun überlegen, ob das Gutersohnsche Gedankengut mit seiner Ausrichtung an den zwei gegensätzlichen Polen eventuell gar nicht so sehr widersprüchlich ist, sondern bereits Komponenten des neuen Weltbildes enthält, womit die beiden Pole in einem komplementären Verhältnis zueinander stünden. Ich behaupte, daß dies tatsächlich der Fall ist und daß es damit in vielerlei Hinsicht Themen vorwegnimmt, die heute in der Diskussion um die Umweltkrise erst richtig aktuell geworden sind. Die in der folgenden Liste aufgeführten Punkte mögen dies belegen!

1. Die Elemente der beiden gegensätzlichen Weltbilder treten nicht in reiner, sondern in modifizierter Form auf. So ist die Harmonie in der Landschaft als Repräsentantin holistischer Auffassungen nicht absolut, sondern immer beschränkt und gefährdet, da die Landschaft in ständiger Veränderung begriffen ist. Ebenso ist aber auch die dem modernen Denken entstammende Vorstellung von der Planbarkeit der Dinge nicht unbeschränkt, denn sie wird ebenfalls durch die Veränderungsprozesse beeinträchtigt und muß sich immer wieder an neue Gegebenheiten anpassen.

2. Die Forderung, neben der analytischen die ganzheitliche Ansprache von Landschaften nie zu vernachlässigen, kann in das heute diskutierte Fortschreiten weg von einer rein anthropozentrischen Perspektive, wie sie dem wissenschaftlichen Denken entspricht, hin zu einer ökozentrischen Sicht, die den Eigenwert natürlicher Gegebenheiten aufdeckt, eingeordnet werden. Gutersohn redet ja in diesem Zusammenhang von Ehrfurcht und richtiger Gesinnung. Dabei handelt es sich klar um eine vom wissenschaftlich tätigen Subjekt geleistete Transzendenz des rein wissenschaftlichen Standpunktes, um das Gewinnen einer erweiterten Vernunft gewissermaßen. Dessen war sich Gutersohn damals nicht bewußt, hat er doch den ganzheitlichen Zugang als eigentliches Kernstück der Geographie als Wissenschaft bezeichnet. Aber anders hätte dieses Anliegen zu seiner Zeit wohl gar nicht diskutiert werden können.¹⁰

3. Die Befürwortung einer Transzendenz des Wissenschaftsbereichs im äußeren Sinne kommt in Gutersohns Plädoyer für die Mitberücksichtigung von lokalem Wissen zum Ausdruck. Damit werden Subjekte aus dem außerwissenschaftlichen Bereich in den Prozeß einbezogen, ganz im Sinne der heute propagierten partizipativen Verfahren.

4. Wie schon gesagt, beschäftigt sich Gutersohn im allgemeinen nicht mit den gesellschaftlichen Hintergründen der laufenden, sich räumlich niederschlagenden Entwicklung. Als um so bemerkenswerter ist daher seine das ökonomische Denken und Tun betreffende Aus-

sage einzustufen, wonach sich dieses auf die Dauer selbst schade, wenn es sich am Streben nach Harmonie nicht auch beteilige. Nun haben sich natürlich weder die Theoretiker noch die Praktiker der Wirtschaft an ein derartiges Leitbild gehalten, aber vom Standpunkt eines relational-evolutionären Weltbildes aus muß sich tatsächlich das Wirtschaftssystem nach politischen, kulturellen und ökologischen Rahmenbedingungen ausrichten, wenn es sich nicht bald selbst seine Existenzgrundlagen entziehen will.

5. Gutersohns Betonung der naturräumlichen Grundlagen der landschaftlichen Inwertsetzung durch den Menschen sowie sein Eintreten für den Vorrang gemeinschaftlicher vor individuellen Interessen geben Hinweise darauf, wie solche Rahmenbedingungen aussehen könnten. In der Zwischenzeit belächelt, tauchen solche Vorstellungen heute in den Diskussionen um Bio- oder Ökoregionen und um eine kommunitaristische Umgestaltung der Gesellschaft wieder auf. Im ersteren Fall handelt es sich um die Erkenntnis, daß das menschliche Tun sich verstärkt regionsweise nach dem ökologischen Potential der vorhandenen Naturgrundlagen ausrichten sollte, nicht zuletzt als Gegengewicht zu einem Wirtschaftssystem, das darauf keine Rücksicht nimmt und nach einem schrankenlosen Handel rund um den Erdball strebt (vgl. STEINER 1996 a, Kap. 3). Im letzteren Fall geht es um eine Bewegung, die die jetzt untersozialisierten Individuen zurück in Beziehungsnetze bringen möchte, in denen ein symmetrisches Geben und Nehmen wieder mehr zur Selbstverständlichkeit wird (vgl. STEINER 1994, Abschnitt 3.3).

Was darüber hinaus vom heutigen Gesichtspunkt aus, der auch um die seitherige Entwicklung der Geographie weiß, bei Gutersohn fehlt, ist klar: der Bezug zum Hintergrund der gesellschaftlichen Strukturen und der darin handelnden Individuen. Insgesamt aber lese ich aus seinem Schrifttum die Deklaration des Glaubens heraus, daß – in meinen Worten – eine angemessene Integration der verschiedenen Orientierungsweisen unserer Kultur und der verschiedenen Bewußtseinsebenen der Individuen zu einem Umgang mit unserer Umwelt führen müßte, die in «Kunstwerken» resultiert.¹¹

Anmerkungen

¹ Jahr- und Seitenzahlen in Klammern beziehen sich in der Folge auf die am Schluß verzeichneten, ausgewählten Arbeiten von Heinrich Gutersohn.

² Zum Begriff der Komplementarität in einem kulturphilosophischen Zusammenhang siehe Karl SCHMID 1977.

³ Gutersohns Leistung muß auch auf dem Hintergrund der äußerst limitierten Ressourcen gesehen werden, die seiner Professur zugewiesen waren: Bei seinem Rücktritt 1970 verfügte er über zwei Stellen (einen Assistenten und eine Sekretärin) und einen Jahreskredit von 2000 Franken. Zum

Vergleich: Heute beträgt der Personalbestand des Geographischen Institutes der ETH rund das 10fache, während im Rahmen eines rund 100fachen Betrages budgetiert wird! Überhaupt kann man sich kaum mehr vorstellen, mit wie einfachen Mitteln damals gearbeitet wurde. Gutersohn dazu: «Instrumente und Apparate waren in meiner Zeit verhältnismäßig wenig nötig» (1970, 17).

⁴ So gibt es im «Atlas der Schweiz» eine von Gutersohn bearbeitete Karte der naturräumlichen Gliederung (1973); eine Karte der kulturräumlichen Gliederung konnte er aber nicht realisieren.

⁵ Die Rede von Weltbildern, die in gewissen Epochen der menschlichen Kulturgeschichte dominieren, ist immer in einem idealtypischen Sinne zu verstehen. Zu jeder Zeit gibt es zum vorherrschenden Weltbild Varianten und immer auch gewisse Gegenläufer.

⁶ Ich nehme darauf anhand der Rezension von Michael HAMPE Bezug, die in der «Neuen Zürcher Zeitung» Nr. 118 vom 23. Mai 1996 erschienen ist.

⁷ Die Überlegung, heute nun könnte hier der Versuch systemtheoretischer Formulierungen (siehe z. B. Peter WEICHART 1975, 103 ff.) weiterhelfen, ist nicht stichhaltig, denn auch ein Systemmodell kann immer nur eine limitierte Anzahl von Elementen umfassen, und zudem entpuppt es sich seiner Anlage nach, nämlich dem Aufbau aus ebendiesen Elementen, deutlich als ein Kind des atomistisch-mechanistischen Zeitalters.

⁸ Bemerkenswert dabei ist, daß Gutersohn aber gerade mit seinem traditionellen Landschaftskonzept in den Raumplanungskreisen Anklang fand; ob dies mit dem Inhalt seiner Botschaft oder aber eher mit seiner Person zu tun hatte, muß dahingestellt bleiben. Er war sich dieser Kritik übrigens auch durchaus bewußt: «Es ist für unser Fach abträglich, die Länderkunde (worunter er die Integration der Landschaftselemente verstand) zu verneinen oder sie gar verächtlich zu machen, wie es namentlich bei jüngeren in- und ausländischen Geographen Mode geworden ist» (1984, 10).

⁹ Zum Vergleich: Ein solcher impliziter, zu einer «Gestalt» führender Wissensprozeß spielt z. B. auch beim Erkennen von Gesichtern eine Rolle.

¹⁰ In diesem Zusammenhang ist die Notiz noch interessant, daß HARD (1983) in Abschwächung seiner früheren Kritik die in der traditionellen Geographie vorkommende Mischung von wissenschaftlichem und Alltagsverstand durchaus nicht nur als Gefährdung, sondern auch als Chance betrachtet.

¹¹ Zur Idee einer solchen Integration und ihren Auswirkungen siehe STEINER 1996 b.

Zitierte Arbeiten von Heinrich Gutersohn

(1932): Relief und Flußdichte. Dissertation an der Universität Zürich.

(1942): Geographie und Landesplanung. Kultur- und staatswissenschaftliche Schriften Heft 31. Polygraphischer Verlag, Zürich (Antrittsvorlesung vom 27. Juni 1942).

(1944): Zur Frage der Planungsregionen. Plan 1: 7–12.

(1946): Harmonie in der Landschaft. Wesen und Ziel der Landesplanung. Schriftenfolge der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung Nr. 1.

(1947): Geographie als Bildungsfach. Gymnasium Helveticum 1 (2): 59–64.

(1948): Die Bedeutung der Gewässer in der Landschaft. Plan 5 (5): 141–146.

(1950): Die Landflucht und ihre Bekämpfung. Der Beitrag der Landesplanung. Arbeiten aus dem Geographischen Institut der ETH Nr. 10, Zürich.

(1956): Schweizer Landesplanung: Stand und Aufgaben. Plan 13 (3): 69–72.

(1957): Betrachtungen zur Eidgenössischen Straßenplanung. Die Autostraße 26 (7): 109–110.

(1958–69): Geographie der Schweiz. Band I: Jura; Band II (2 Teile): Alpen; Band III (2 Teile): Mittelland. Kümmerly + Frey, Bern.

(1960): Landesplanung und Landwirtschaft. Plan 17 (6): 237–240.

(1961): Sinn und Gestalt der schweizerischen Entwicklungshilfe. Gymnasium Helveticum 16 (5): 389–404.

(1963): Neuere Wandlungen der Schweizer Kulturlandschaft. Geographische Rundschau 15 (1): 1–6.

(1964): Aufgaben der Hochschule im Rahmen der Entwicklungshilfe. Schweizerische Hochschulzeitung 37 (3): 1–12.

(1969): Naturräumliche Gliederung der Schweiz. Beiheft Nr. 46 zu den Zeitschriften des Schweizerischen Forstvereins (Festschrift Hans Leibundgut); 345–353.

(1970): Bericht über das Geographische Institut der ETH für die Zeitspanne 1941–1970. In: Zur Geschichte des Geographischen Instituts der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, 1–27. Geographisches Institut der ETH, Zürich.

(1973): Naturräumliche Gliederung 1:500 000. In: Atlas der Schweiz, Karte 78. Eidgenössische Landestopographie, Wabern-Bern.

(1975): Die Geographie in der schweizerischen Landesplanung. Publikation Nr. 55: 13–17, Geographisches Institut ETH, Zürich.

(1984): Geographie in den Anfängen der Schweizer Landesplanung. DISP Nr. 76, 7–10. Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung ETH, Zürich.

Weitere zitierte Literatur

GLOY, K. (1995/96): Das Verständnis der Natur. Bd. 1: Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens; Bd. 2: Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens. C. H. Beck, München.

HARD, G. (1973): Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. Walter de Gruyter, Berlin.

HARD, G. (1977): Für eine konkrete Wissenschaftskritik. Am Beispiel der deutschsprachigen Geographie. In: J. ANDEREGG (Hrsg.): Wissenschaft und Wirklichkeit. Zur Lage und zur Aufgabe der Wissenschaften, S. 134–161. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

HARD, G. (1978): Noch einmal: Die Zukunft der physischen Geographien. Zu Ulrich Eisels Demontage eines Vorschlags. Geographische Zeitschrift 66 (1): S. 1–23.

HARD, G. (1983): Zu Begriff und Geschichte der «Natur» in der Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: G. GROSS-KLAUS und E. OLDEMEYER (Hrsg.): Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur, S. 139–167. Karlsruhe.

HARD, G. (1985): Alltagswissenschaftliche Ansätze in der Geographie? Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 29 (3/4): S. 190–200.

HEEB, J., u. a. (1996): Forschen für eine nachhaltige Schweiz – ein Diskussionsbeitrag der Schweizerischen Akademischen Gesellschaft für Umweltforschung und Ökologie (SAGUF) für Planung, Durchführung und Umsetzung von Forschungsprojekten. SAGUF, Zürich.

POLANYI, M. (1985): Implizites Wissen. Suhrkamp, Frankfurt a. M.

SCHMID, K. (1977): Das Genaue und das Mächtige. Artemis, Zürich und München.

STEINER, D. (1994): Vernünftig werden heißt weiblich werden! In: W. ZIERHOFER und D. STEINER (Hrsg.): Vernunft angesichts der Umweltzerstörung, S. 197–264. Westdeutscher Verlag, Opladen.

STEINER, D. (1995): Auf was bauen wir: Realität oder Rationalität? Zur humanökologischen Bedeutung des Weltbild-

wandels im Laufe der kulturellen Evolution. In: A. ZIEMKE und R. KAEHR (Hrsg.): Realitäten und Rationalitäten (Selbstorganisation Bd. 6), S. 7–49. Duncker & Humblot, Berlin.

STEINER, D. (1996a): Umwelterhaltung durch Selbstbestimmung. In: Hansjürg BÜCHI und Markus HUPPENBAUER (Hrsg.): Autarkie und Anpassung. Zur Spannung zwischen Selbstbestimmung und Umwelterhaltung, S. 257–283. Westdeutscher Verlag, Opladen.

STEINER, D. (1996b): Kunstfertigkeit als Versöhnung von Geist und Seele. In: D. REICHERT (Hrsg.): Räumliches Denken, S. 405–409. vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, Zürich.

WEICHHART, P. (1975): Geographie im Umbruch. Ein methodologischer Beitrag zur Neukonzeption der komplexen Geographie. Franz Deuticke, Wien.